

- [Die CSU - ein Irrtum? \(Dr. Rainer Oechslen, Pfarrer in Schweinfurt\)](#)
 - [Kirche: ein Ort mit Bedeutung - Erfahrungen aus dem Kirchenkampf \(Dekan i. R. Rudolf Schwarz, Thannhausen\)](#)
-

Die CSU - ein Irrtum? (Dr. Rainer Oechslen, Pfarrer in Schweinfurt)

I.

Am 31.12.1959 schrieb der Bonner Professor Hans-Joachim Iwand an Karl Barth in Basel. Es sollte Iwands letzter Brief an Barth bleiben. Iwand starb, erst 60-jährig, am 2. Mai 1960. In seinem Brief erklärte Iwand: »Es müsste schon wirklich ein Wunder geschehen, ein richtiges Wunder in unseren Tagen, wenn wir uns nicht mit der Atombombe selbst ein Ende setzten. Die Anstalten dazu sind getroffen und das wiederum gesichert und gerechtfertigt durch die allerchristlichste Partei und die sogenannten ›Männer der Kirche‹ ... Wir können nicht im Rahmen des CDU-Programms Christen sein. Das CDU-Programm ist die noch einmal in politische Form gegossene theologia naturalis christiana. Darum können sie auch die Gottlosigkeit nicht begreifen und schlagen auf etwas zu, was sie nicht ist.«¹

Wir können nicht im Rahmen des CDU-Programmes Christen sein. Das ist - aus dem Munde eines der bedeutendsten deutschen Theologen unseres Jahrhunderts - immerhin ein erstaunlicher Satz. Er ist gewiss nur für eine Minderheit im deutschen Protestantismus der fünfzig-jährigen Jahre repräsentativ, allerdings eine profilierte Minderheit. Man wird neben Iwand etwa die Namen von Martin Niemöller, Heinrich Vogel, Helmut Gollwitzer, Gustav Heinemann, Walter Kreck, Kurt Scharf, Hans-Walter Wolff nennen.

Die wichtigsten Gründe für ein so prononciertes Urteil über die Regierungspartei der Bundesrepublik entnehmen wir dem angeführten Briefzitat.

Zum ersten spricht für dieses Urteil die Bereitschaft der CDU und CSU zur atomaren Aufrüstung. Nachdem eine atomare Aufrüstung der Bundesrepublik selbst nur am ablehnenden Votum der französischen Nationalversammlung gescheitert war, erfolgte sie auf indirektem Wege über die Stationierung von Nato-Raketen auf dem Gebiet unseres Vaterlandes. In einem Gutachten hatten kurz zuvor Helmut Gollwitzer und andere das Ja zu den Atomwaffen als eine Leugnung aller drei Glaubensartikel gekennzeichnet.

Es gibt aber für das Urteil über die CDU noch andere Gründe. Das Adjektiv »allerchristlichst« deutet an, dass man der CDU vorwarf, durch ihren Parteinamen das Christliche in der Politik für sich allein zu beanspruchen.

Das nächste Argument ist nicht mehr politischer, sondern theologischer Art. Die CDU vertritt eine »theologia naturalis«, eine »natürliche Theologie.« Das Wort »natürliche Theologie« bedeutet in der Tradition diejenige Erkenntnis Gottes, die der Mensch aufgrund seines blossen Verstandes empfangen kann, ohne eine Selbstoffenbarung Gottes. Hatte etwa Thomas von Aquino noch gelehrt, dass der Mensch das Dasein eines Gottes von sich selbst aus erkennen könne, nicht aber sein dreieiniges Wesen, so war die Sache von den Reformatoren wesentlich anders aufgefasst worden. Schon in der Heidelberger Disputation vom April 1518 unterscheidet Luther zwischen einer theologia gloriae und einer theologia crucis, d. h. zwischen einer Theologie der Herrlichkeit oder des Erfolges und einer Theologie des Kreuzes. Der Mensch - so sage ich modern - wünscht sich auch von Gott eine Erfolgsstory. Gott aber wählt den Weg ans Kreuz. Dies konnte kein Mensch mit rationalen Mitteln sich ausrechnen. Das Faktum des Kreuzes stellt die Vernunft auch a posteriori, d. h. von seinem Geschehensein her, vor eine schwere Herausforderung. Mehr noch: Es erscheint als Demütigung des Denkens, wie etwa Paulus im 1. Korintherbrief ausführt. Nun sagt aber Luther in der Heidelberger Disputation: »Der Theologe, der Gottes unverborgene Herr-

lichkeit sucht, nennt das Übel gut und Gutes übel, der Theologe des Kreuzes nennt die Dinge beim rechten Namen« (These XXI - theologia crucis dicit quod res est).

Den Vorwurf gegen die CDU lese ich so: Ihre Theologie ist eine theologia glo-ri-ae, eine Theologie des Erfolges, etwa darin, dass sie christlichen Glauben und menschliche Vernunft sehr eng verknüpft. Die logische Folge wird sein, dass der Unglaube als unvernünftig, ja nahezu unmenschlich dargestellt wird und das Zusammenleben verschiedener Weltanschauungen in *einem* Staat als unmöglich gilt.

Sehr eng verknüpft mit dieser Überlegung ist der letzte und m. E. schärfste Vorwurf gegen die CDU/CSU: Diese Partei kann die »Gottlosigkeit« nicht begreifen. Wer sich an die fünfziger Jahre erinnern kann, der wird auch wissen wie man damals von der Sowjetunion und der DDR sprach. Dabei spielte unter anderem der Vorwurf der Gottlosigkeit eine grosse Rolle. Das führte bis zu grotesken Formen. Nach dem Bau der Mauer im August 1961 wollte man etwa im Westen Berlins extrem grosse Christbäume aufstellen, um mit die-sem - angeblich christlichen, in Wirklichkeit germanischen - Symbol das Licht des Glau-bens in den Ostsektor Berlins leuchten zu lassen. Der bayerische Pfarrer Karl Steinbauer wollte damals nach Berlin fahren und als eine reformatorische Tat diese Christbäume umsägen. Aber zurück: Der Vorwurf der Gottlosigkeit gegen die Kommunisten lässt Iwand an anderer Stelle an ein Je-suswort aus der Bergpredigt erinnern: »*Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schul-dig.*« (Mt. 5,22)

Die Gottlosigkeit bei den anderen zu suchen und nicht bei sich selbst ist theo-logisch das eigentliche Problem der CDU. Es ist Selbstrechtfertigung, d. h. Leugnung der reformatorischen Grund-erkenntnis von der Rechtfertigung des Gottlosen allein durch den Glauben.

Wer das einmal erkannt hat, der wird sich fragen, ob die jetzt auch von unserer Landeskirche verabschiedete »Ge-mein-same Erklärung zur Recht-fer-ti-gungslehre« nicht darin eine ihrer Schwä-chen hat, dass sie die Formulierung »allein durch den Glauben« vermeidet. Wenn ja, dann hätte diese Erklärung auch gesellschaftliche und politische Folgen, ja dann hätte die katholische Tendenz zur Selbstrechtferti-gung hier einen späten Sieg errungen. Man wird jedenfalls verstehen, warum sich die CDU mit der katholischen Kirche stets leichter tat als mit den reformatorischen Kirchen. Eine Kirche, die an der Verkündigung der Rechtfertigung des Gottlosen streng festhält, die kann ihre Hand niemals reichen zu einer Aufteilung der Menschheit in Gottlose einerseits und mehr oder weniger Gerechte andererseits.

Für Iwand ist jedenfalls klar: Wer sich zu Luther bekennt, der wird die Gottlosigkeit nirgends anders suchen als bei sich selbst und unter dem Kreuz Christi. So verstand es auch Gustav Heinemann. Am 23.1.1958 wandte sich Hei-nemann von dem Deutschen Bundestag an die Fraktion der CDU/CSU und sagte: »Hören Sie doch auf mit diesem Gerede: Christentum gegen Marxismus. Es geht nicht um Christentum gegen Marxismus ...« Zwischenruf: »Sondern?« Darauf Heinemann: »Sondern, Christus ist nicht gegen Karl Marx gestorben, sondern für uns alle.«

II.

Bis jetzt habe ich von einem der grossen Theologen der Nachkriegszeit gesprochen. Wie stellte sich die Sache auf der Ebene der Pfarrer dar, insbesondere in Bayern? Es gab in Bayern zwar eine Rei-he von Theologen, die durch Karl Barth und seine Freunde geprägt worden waren. So war der spätere Oberkirchenrat Hugo Maser in den dreissiger Jah-ren Studieninspektor Iwands im Pre-digerseminar der Bekennenden Kirche. Doch blieb der Einfluss Barths und Iwands gering. Ein Barthianer als Mitglied des Landeskirchenrats oder auch nur als Dekan ist mir nicht bekannt. Maser wird wohl niemand als »Bar-thianer« bezeichnen wollen. Der sehr profilierte Walther Fürst blieb Pfarrer in Erlangen - St. Matthäus, bis Martin Nie-möller ihn 1962 als Professor ans Theologische Seminar der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau nach Friedberg berief. Erst danach erklärte ihm Bischof Hermann Dietz-felbinger: »Wir hätten dich auch in Bayern gebraucht.«

Durch einen Zufall wurde ich auf einen Vortrag aufmerksam, den der mir bis dahin völlig unbekannte Pfarrer Hans Heiss bereits am 6. Mai 1946 vor der Pfarrkonferenz des Dekanats Leutershausen in Mittelfranken gehalten hat.

Hans Woller untersucht in seiner Studie »Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone« unter anderem die Wiedergründung politischer Parteien in den Landkreisen Ansbach und Fürth.² Dabei zeigt er auch, dass Kreisdekan Georg Kern bei der Gründung der CSU in Ansbach eine entscheidende Rolle spielte: »Führender Kopf war hier Oberkirchenrat Georg Kern, einst unversöhnlicher Kritiker des NS-Regimes ... Kern, sein Duz-Freund Pfarrer Heinrich Seiler, der vor 1933 dem Christlich-Sozialen Volksdienst angehört hatte, und andere Mitglieder der Gruppe hatten vor 1945 oft miteinander diskutiert und waren dabei zu ähnlichen Ergebnissen gekommen wie die anderen Gründerzirkel der CSU. Sie täuschten sich nicht darüber, dass die Wiederbelebung der früher von der Evangelischen Kirche favorisierten Deutschnationalen Volkspartei oder des nationalistischen Landesbundes nach dem weitgehenden Verschleiss nationaler und völkischer Emotionen durch den Nationalsozialismus kaum grösseren Anklang finden würde. Sie waren der Überzeugung, dass die im Namen der neuen Partei angedeutete Verbindung von Christlichkeit und sozialem Engagement am besten den Erfordernissen der Zeit entsprach. Schon in den während der letzten Kriegsphase wieder überfüllten Kirchen hatten sie erleben können, wie gross die Bereitschaft zum Rekurs auf den christlichen Glauben wieder geworden war, nachdem das NS-Regime seine Attraktivität verloren hatte. Und schliesslich erkannten sie auch, dass im politischen Zusammenschluss von Katholiken und Protestanten wohl die einzige Chance lag, eine Übermacht der Linksparteien zu verhindern.«³ Ich kann diese Analyse hier nur referieren. Ich glaube nicht, dass Georg Kern die Gründung einer CSU im Ansbacher Raum deshalb favorisierte, weil eine Wiederbelebung der Deutschnationalen nicht aussichtsreich erschien. Dass der Kreisdekan aber an der Entstehung der CSU in Ansbach entscheidenden Anteil hatte, dürfte gesichert sein.

Der Dekan von Leutershausen, Gottfried Blendinger dachte nach der Auskunft seines Sohnes Hermann ganz ähnlich wie der Kreisdekan. Vor allem hatte den Leutershäuser Dekan Kerns furchtlose Haltung im Kirchenkampf beeindruckt. Mehrfach hatte Kern auch in Leutershausen überaus stark besuchte »Bekenntnisgottesdienste« gehalten.

Seit dem Amtsantritt Hans Meisers als Landesbischof war es in Bayern üblich, dass Themen für Pfarrkonferenzen vom Landeskirchenrat ausgegeben wurden. Im Frühjahr 1946 ging es dabei offenbar um das Verhältnis von Kirche und Politik. Blendinger bat dazu den Pfarrer von Oberdachstetten Hans Heiss um ein Referat für die Konferenz vom 6. Mai 1946.

Angesichts des - in der Folge abgedruckten - Referats erscheint die Auswahl des Referenten überraschend. Möglicherweise wurde turnusmässig referiert. Eine andere - wahrscheinlichere - Erklärung lautet: Blendinger war mit Heiss freundschaftlich verbunden, vertraute dessen theologischer Bildung und konnte deshalb auch die Konfrontation mit einem von der eigenen Position abweichenden theologischen Urteil gut ertragen.⁴

Blendinger reichte anschliessend an die Konferenz das Protokoll auftragsgemäss dem Landeskirchenrat ein. Von dort gelangte das Manuskript in das landeskirchliche Archiv, wo es sich heute beim Bestand Landeskirchenrat unter der Signatur III, 336b (Slg) (694) findet. Bevor ich den Vortrag zitiere, nenne ich einige Daten aus dem Lebensweg von Pfarrer Hans Heiss. Er wurde am 6. Oktober 1909 in Feucht geboren. Der Sohn eines Gärtnereibesitzers besuchte von 1920 - 1931 das Realgymnasium Nürnberg. Die Gymnasialzeit dauerte 11 Jahre, weil Hans Heiss nach der 8. (heute 12.) Klasse von einer langen Krankheit heimgesucht wurde. Sollte er ursprünglich nach dem Willen der Eltern Lehrer werden, so fiel während der Krankheit die Entscheidung zugunsten der Theologie. Von 1931 bis 1935 studierte Heiss in Erlangen und Tübingen; die biblischen Sprachen musste er - damals noch ungewöhnlich - nachholen, was im Privatstudium geschah. Zwischen dem ersten und zweiten Semester absolvierte er sowohl das Hebraicum wie das Graecum. Von 1935 bis 1938 war Heiss

Stadtvikar in Ansbach, anschliessend Pfarrverweser in Altenthann und Rüdenhausen (Unterfranken). Am 1.11.1939 wurde er Pfarrer in Oberdachstetten. Er heiratete im März 1940 und wurde Vater von fünf Kindern.

Im September 1950 wurde Hans Heiss als hauptamtlicher Religionslehrer an die Lehrerbildungsanstalt nach Schwa-bach berufen. Viele Jahre war er ehrenamtlich Landesobmann des Posau-nenverbandes. Im Februar 1972 trat er in den Ruhestand. Hans Heiss verstarb am 18. Juli 1985 in Schwa-bach.⁵

Ein ganz normaler Lebenslauf eines Pfarrers in Franken. Was antwortet Hans Heiss im Frühling 1946 auf die Frage: »Welche Stellung haben die Kirche und der einzelne Christ, insbesondere der Pfarrer in seiner Doppelstellung als Träger des geistlichen Amtes und als Staatsbürger dem politischen Leben gegenüber einzunehmen?«

»Es sei mir erlaubt, meine Ausführungen mit einem Zitat aus Karl Barths ›Wort an die Deutschen‹ zu beginnen, jenem Vortrag, den er im November 1945 in Stuttgart gehalten hat und der soviel Staub aufgewirbelt hat (Seite 26ff). Indem ich Ihnen diese Sätze vorgelesen habe, habe ich schon eine erste Antwort auf unser Thema gegeben, die Antwort nämlich, dass wir Christen nicht abseits von dem politischen Leben unseren kirchlichen Kohl bauen können, so verlockend das sein möchte. Auch wenn wir uns nicht für das Pathos der Freiheit begeistern können, von dem Karl Barth besessen ist, müssen wir uns für das politische Leben verantwortlich wissen. Denn im politischen Leben geht es letzten Endes um das Leben des Volkes. Der Christ muss sich schon darum als Staatsbürger - und das heisst politisch - betätigen, weil es sich hier zeigt, ob er sich wirklich um Wohl und Weh seiner Brüder kümmert, ob es ihm mit der tätigen Liebe ernst ist.

Soweit sind sich alle Konfessionen vom Katholizismus bis zum Luthertum einig. Elert hat in der Morphologie nachgewiesen, dass das Verhältnis der lutherischen Frömmigkeit gegenüber dem Staat sich durchaus nicht in ›polizeifrommer Ergebenheit in die gottgegebene Obrigkeit‹ erschöpfe. Gerade weil die Obrigkeit von Gott ist, muss der Christ handeln. Luther hat der Obrigkeit gesagt, ›dass die Gemeinden nicht so ihr eigen sind wie Säue und Hunde.‹ Und er hat das klare Wort gesprochen: Der Teufel steckt hinter dem Tyrannen.

Aber die Schwierigkeiten beginnen sofort, wenn wir uns fragen: Wie sollen wir uns nun politisch betätigen? Dass wir uns nicht allgemein, sondern nur ganz konkret politisch betätigen können, dürfte uns klar sein. Meines Erachtens ist hier die Achillesferse unserer bisherigen kirchlichen Haltung in po-litico. Denn wir haben unsere Gemeinden in einem Atem zu politischer Tätigkeit aufgefordert und ihnen gleichzeitig versichert, dass wir ihnen nicht sagen können, wie sie sich betätigen sollen. Die uns gegebene Losung bedeutet die Aufgabe der Quadratur des Zirkels. Und unseren Gemeinden gegenüber kamen wir dadurch in den Verdacht, einen Widerspruch in sich oder eine Lüge zu sagen. Dass darin ein Stück Berechtigung liegt müssen wir zugeben, sobald wir uns fragen: Wer von uns hat diese Parole weitergegeben ohne den stillen Wunsch, die Gemeinde möchte die CSU wählen? Wer von uns hätte es fertiggebracht, einem Gemeindeglied, das aus unserem Wahl-aufruf das Recht zum Wählen der KPD entnommen hätte, genau so unbefangen und wohlwollend gegenüberzutreten wie dem Wähler der CSU? Die geringe Wahlbeteiligung bei den Kreis-tagswahlen scheint mir mit eine Folge dieser Unklarheit zu sein.

Hier bricht meines Erachtens auch die Wunde auf, die das politische Leben für uns Pfarrer bedeutet. Auf sie aufmerksam zu machen soll wohl der Hauptzweck des uns gestellten Themas sein. Wenn für irgend einen Stand, dann gilt für den Pfarrerstand das Wort Emil Brunners, dass wir durch die Teilnahme an der Politik - wenn sonst nirgends - lernen können, dass wir arme, sündige Menschen sind, die auch mit dem besten Willen das wahrhaft Gute nicht tun können. Fernhalten vom politischen Leben wäre gleichbedeutend nicht nur mit Feigheit, sondern auch mit Lieblosigkeit. Und Teilnahme an ihm bedeutet notgedrungen, dass wir Anstoss erregen und äussere und innere Zäune gegenüber manchen unserer Gemeindeglieder aufrichten. Und das nicht erst dadurch, dass wir etwa offen oder versteckt

Propaganda für die CSU machen oder gar Ortsgruppen derselben gründen. Sondern schon dadurch, dass uns unsere Gemeinden von sich aus auf diese Partei festlegen. Ersteres wäre unsere Schuld, eine Schuld, die wir uns auf keinen Fall aufladen dürften (Als abschreckendes Beispiel bringe ich hier das Schicksal eines Pfarrers, der in einer überwiegenden Arbeiter-gemeinde für die Deutschnationalen gearbeitet hatte und dadurch die Gemeinde zu 90 Prozent aus der Kirche verjagt hat). Letzteres ist die Schuld dieses unglückseligen Parteinamens. Was diesen Namen betrifft so bin ich ganz der Meinung Emil Brunners. Vgl. ›Das Gebot und die Ordnungen‹ S. 468 unten.

Wir werden es wohl erleben, dass sich die Nichtbeachtung dieser Tatsache bei der Gründung der CSU am Christentum rächen wird. Um das vorauszusagen braucht man kein Prophet zu sein. Und diejenigen, die dabei den Hintergedanken hatten, mittels dieser Partei die christliche Sache gegenüber dem Staat und der Öffentlichkeit zu stärken - übrigens ein ganz glaubensloser, un-bib-lischer Gedanke! - die werden erfahren, dass sie höchstens das Gegenteil erreichen, und dass das alte Wort auch heute noch wahr ist: ›Verflucht ist, wer Fleisch für seinen Arm hält.‹ Die deutsche Christenheit von heute, die diesen Fluch am Schicksal der Deut--schen Christen sich hat vollziehen sehen, sollte gegen eine Wiederholung dieses Experiments gefeit sein. Dieses Bedenken gegen die CSU gilt ganz abgesehen von den Reminiszenzen, die wir als Evange-lische gegen diese Union auf dem Herzen haben. Da sie den Rahmen unseres Themas sprengen, sei hier nur die Frage zur Diskussion gestellt, ob nicht dadurch die Gefahr besteht, dass das Wort von den protestantischen Rompilgern zu einer späten Wahrheit werden könnte?

Dass wir den Staat auch durch die CSU nicht christlich machen werden, wird uns allen klar sein. Der christliche Staat ist ein für allemal als ein unerfüllbarer Wunschtraum offenbar geworden. Des--halb sollte man Theologen nicht eigens darauf aufmerksam machen müs--sen, dass wir Pfarrer uns auf keinen Fall frisch-fröhlich in das gefährliche Fahrwasser des politischen Handelns stürzen können, sondern nur mit grossen Hem--mungen und mit höchster Vorsicht. Auch wenn man auf Moritz von Sachsen als ersten lutherischen Politiker grossen Formats nicht so stolz ist wie Werner Elert, so darf man doch sein Wort von der theologenfreien Politik unterschreiben.

Unser bester Beitrag zum politischen Leben scheint mir darin zu bestehen, dass wir in unseren Gemeinden das uns anvertraute Wächteramt mit ganzem Ernst erfüllen, dass wir nicht müde werden, den Weg der göttlichen Gebote als den einzigen Weg zum Leben zu verkündigen, dass wir gegen jedes Unrecht auch der Amtsträger des Staates unsere Stimme erheben und dass wir gegenüber jedermann, zur Zeit und zur Unzeit betonen, dass Jesus Christus der einzige wirkliche Heilbringer ist, wie für die einzelnen so auch für die Völker.

Wie ich mit dem Wort eines Schweizers begonnen habe, so lassen Sie mich auch mit einem solchen schliessen. Emil Brunner schliesst in dem schon erwähnten Buch sein Kapitel ›Der Christ und der Staat‹ mit dem schönen Wort ›Der Staat ist diejenige gottgesetzte Ordnung, die uns am deutlichsten anzeigt, dass wir, allem schönfärberischen Idealismus zum Trotz, so wie das Neue Testament sagt, in einer argen Welt leben. Darum heisst als Christ im Staate leben, vor allem auf die neue Welt jenseits der Geschichte hoffen - jenseits der Geschichte, die immer Staatenge-schichte war und sein wird - auf jene Welt, wo mit dem Tod auch das Töten, die Gewalt, der Zwang und sogar das Recht aufhört, wo die einzige ›Macht‹, die dann gelten wird, die Macht der Liebe ist. Es ist die meditatio vitae futurae, die es dem Christen möglich macht, in dieser politischen Welt seine harte Pflicht zu tun, ohne hart zu werden, und die ihn davor bewahrt, aus Furcht vor dem Hartseinmüssen in die Verantwortungslosigkeit zu fliehen. Aus dieser Hoffnung gewinnt er seine Freudigkeit zum Dienst und seine Nüchternheit im Dienst. Und in diesen beiden Werten liegt die ganze politische Ethik des Christen beschlossen.‹ «

Auch wenn ich jetzt nicht das Zitat aus der Ethik Emil Brunners auch noch anführen kann, so wird doch deutlich, wie der Referent über den Namen des CSU urteilt - und über den Versuch

einer Re-Christianisierung des öffentlichen Lebens. Diejenigen, die bei der Gründung der CSU den Hintergedanken hatten, »mittels dieser Partei die christliche Sache gegenüber dem Staat und der Öffentlichkeit zu stärken - übrigens ein ganz glaubensloser, unbiblischer Gedanke! - die werden erfahren, dass sie höchstens das Gegenteil erreichen, und dass das Wort auch heute noch wahr ist: *Verflucht ist, wer Fleisch für seinen Arm hält.*«

Das Zitat aus Jeremia 17,5 wirkt in diesem Zusammenhang wie ein Affront gegen Kreisdekan Kern und wohl auch gegen Dekan Blendinger. Allerdings entsteht der Eindruck des Affronts 50 Jahre nach dem zitierten Referat. Hermann Blendinger urteilt in einem Brief vom 5.6.98 differenzierter: »Die Dinge waren 1946 noch sehr im Fluss. Ich weiss zwar, dass Heiss ein kluger Kopf war, aber ob er den ›Affront‹, was sein Vortrag aus heutiger Sicht natürlich ist, selbst gespürt hat, möchte ich bezweifeln. Eher war es der Versuch, der beginnenden CSU-Verliebtheit vieler fränkischer Pfarrer entgegenzusteuern... Da-mals herrschte unter den Pfarrern eine grosse Angst vor dem wiederaufkommenden politischen Katholizismus, der Hundhammer und Konsorten nach oben schwemmte, verbunden mit heftiger theologischer Kritik.« 6 Parresia - ein neutestamentlicher Begriff, der mit Freimut oder Tapferkeit nur unzureichend umschrieben ist - war jedenfalls im Jahr 1946 noch nichts Ungewöhnliches in unserer Landeskirche. Ein Protokollant notiert nach dem Text des Vortrages: Es »schloss sich eine lebhaftere, mehr als einstündige Diskussion an, u. a. über die Frage, ob der Pfarrer nicht doch politisch tätig sein könne, ohne Zäune aufzurichten, weiter über die CSU, über die Frage: Deutschland und die Demokratie, die Möglichkeit der Verhütung neuer Kriege u. a.« Und der Referent wurde vier Jahre später Dozent an der Lehrerbildungsanstalt in Schwabach. Es ist manches erstaunlich an diesem Dokument, etwa, dass Dekan Blendinger dieses Referat von diesem Referenten erbeten hat oder dass der Referent eine ganz normale Studentenlaufbahn in Erlangen und Tübingen absolviert hatte. Zu der kleinen Gruppe bayerischer Theologiestudenten, die bis 1934 zu Karl Barth nach Bonn gegangen war, gehörte er jedenfalls nicht. Mich erstaunt auch, dass ein Pfarrer unserer Kirche in einem kleinen ländlichen, höchst konservativ geprägten Dekanat so souverän urteilen und wie selbstverständlich er seine Position mit Texten Barths, Brunners, Elerts begründen konnte. Manchmal frage ich mich, ob das Diskussionsniveau in unserer Kirche in den letzten 50 Jahren zurückgegangen ist.

Aber zurück zur Hauptfrage: War die Gründung der CSU ein theologischer Irrtum? Wenn damit das Ziel einer Re-Christianisierung Deutschlands verbunden war oder wenn man damit einen Wall gegen die Linksparteien aufrichten wollte, wenn man schliesslich den christlichen Westen vom gottlosen Osten abheben wollte, dann war die Gründung der CSU die Folge eines theologischen Irrtums. Und dann haben nicht nur Professoren in Bonn und Basel das gewusst, sondern auch fränkische Dorfpfarrer in Oberdachstetten, Dekanat Leutershausen, und in Lehengütingen, Dekanat Dinkelsbühl. Und dann waren unsere theologischen Väter - und Mütter, es gab ja auch schon Theologinnen - sehr wohl in der Lage, ihr Urteil klar zu begründen und freimütig zu vertreten.

Dr. Rainer Oechslen, Pfarrer, Schweinfurt

[TOP](#)

Kirche: ein Ort mit Bedeutung - Erfahrungen aus dem Kirchenkampf (*Dekan i. R. Rudolf Schwarz, Thannhausen*)

Es war vorauszusehen, dass Mensings Buch das gleiche Schicksal erleiden wird wie ähnliche Abhandlungen über die politischen Geschehnisse im Dritten Reich. Sofort wird heftig darüber gestritten. Im Pro und Contra bilden sich neue Fronten. Typisch dafür ist die reisserische Überschrift »Hitlers fromme Helfer« in der Rezension der »Nürnberger Nachrichten« vom 3. September 1998. Solche Stellungnahmen haben immer ein wenig den Charakter des

Nachtarockens.

Am Ende aber wird es wieder reichlich still um beide, das Werk und die Stellungnahmen, mögen sie im Augenblick noch so aktuell und hilfreich sein.

Dieses Schicksal verdient der Kirchenkampf nicht. Statt uns nur über die geschichtlichen Ereignisse der Vergangenheit zu besinnen - so notwendig das ist und so wenig dies ohne genaue Kenntnisse geht - so sollten wir uns, dadurch angeregt, der Frage nach der Frucht dieses Kampfes, also danach was er unserer Kirche gebracht und inwiefern er für uns heute noch Bedeutung hat, stellen.

Dabei sollte nicht einfach von einem Kirchenkampf sondern von einem Kampf der Kirche Jesu Christi gesprochen werden. Damit soll eine andere Sicht der Geschehnisse in den Blick kommen. Sprechen wir lediglich von einem Kirchenkampf, dann werden nur die Menschen als die gut oder schlecht Handelnden gesehen und je nach ihrem Verhalten, ihrem Einsatz oder ihrer Unentschlossenheit und ihrer Kollaborationsbereitschaft eingestuft. Spricht man vom Kampf der Kirche Jesu Christi, dann stoßen wir auf eine neue, theologische Dimension, in der sich der Herr der Kirche durch sein Handeln offenbart. Diese Dimension, in der die Geschichte der Kirche auch und nicht zuletzt gesehen werden will, wenn wir sie als Geschichte des Evangeliums in dieser Welt verstehen, ist allein historisch nicht zu erfassen. Da bleibt immer ein Rest, ein entscheidender Rest. In dem aber erkennen wir das Handeln, das Eingreifen Jesu Christi und seines Wortes in das Leben seiner Gemeinde. Nur so bleiben wir auch nicht in einem unfruchtbaren Streit um die historischen Tatsachen hängen, sondern so hilft uns die Vergangenheit zu einer richtigen Sicht und Gestaltung der Gegenwart.

Es sei mir als ganz Altem, heute »Zeitzeugen« genannt, erlaubt, die These von der besonderen Dimension der Geschichte der Kirche Jesu Christi anhand von eigenen kleinen Erfahrungen und Beobachtungen zu veranschaulichen. Unser damaliger Landesbischof Hans Meiser hatte - es war wohl 1937 - seine Rückfahrt von Berlin, wo er an einer Konferenz der »Kirchenführer« - damaliger Jargon - teilgenommen hatte, in Erlangen unterbrochen, um auf Bitten hin die 35 Studenten des Theol. Studienhauses über die kirchliche Lage zu informieren. Um den Vortrag überhaupt möglich zu machen, war streng darauf zu achten, dass die Veranstaltung als hausinterne Angelegenheit angesehen wurde, Deshalb waren öffentliche Hinweise, etwa durch Plakatierung, von vornherein ausgeschlossen. Um so wirkungsvoller war die Propaganda von Mund zu Mund. Als der Bischof das Haus betrat, waren nicht nur alle Säle des Hauses voll besetzt, sondern die Kommilitonen hatten sich auch auf den breiten Treppenstufen niedergelassen. Da waren nicht nur Theologen, sondern Studenten aus allen anderen Fakultäten, Mediziner, Juristen, Philologen und Naturwissenschaftler gekommen, Lautsprecher standen damals nicht zur Verfügung. Der Vortrag lief bei gespannter Aufmerksamkeit ohne das befürchtete Eingreifen der SA des rabiatischen stellvertretenden Gauleiters Holz. Die Anteilnahme der akademischen Jugend an dem Kampf der Kirche war für den Bischof Grund zur Freude und Stärkung zugleich.

Das Fazit aus diesem kirchengeschichtlich gewiss nicht bedeutenden Erlebnis: Gerade das Bemühen des Staates, die Kirche und ihre Botschaft vom Volk fernzuhalten, bewirkte das Gegenteil. Es kam zu einem Hören nicht nur unter den Studenten, sondern überhaupt im Volk und bei den Zusammenkünften innerhalb der Familien. Um dies richtig zu werten, ist aber festzustellen, dass die Lage vorher ganz anders war. Vor allem in Akademikerkreisen begegnete man dem christlichen Glauben gegenüber oft mit überheblicher Distanziertheit oder zumindest Gleichgültigkeit. Ist uns das heute so unbekannt? Auf einmal galt das Wort der Kirche wieder etwas. Es brach sich nicht nur durch die gegnerische Weltanschauung Bahn, sondern räumte auch die Gleichgültigkeit und Freigeisterei der Entfremdeten zur Seite.

Die Absicht, die Kirche uninteressant zu machen, stiess ins Leere, ebenso wie die Absicht, sie wie andere Organisationen gleich- und damit auszuschalten. Gottes Wort ist nicht gebunden. Das war die erste Erfahrung in diesem Kampf.

Sie kann uns heute Hoffnung geben, in einer Zeit, da ein Gemeindeblatt (Evang. Gemeindeblatt Cadolzburg, April 1998) schreiben muss: »Die Kirche ist für viele kein Ort mehr, der Bedeutung hat.« Sie kann es aber auf einmal wieder werden - durch das Wort.

Eine andere Erfahrung mit dem Wort: 1937 hatte ich als Wehrmachtspfarrer in Augsburg einen Vereidigungsgottesdienst für Rekruten, meist Abiturienten, zu halten. Damals wurde ja jede und jeder auch als Zivilist u. U. mehrmals auf den Führer vereidigt. Wir erlebten eine Eidinflation mit der bei jeder Inflation entstehenden Abwertung und Aushöhlung des ursprünglichen Wertes, hier des Sinns eines Eides. Da musste erst einmal Stellung bezogen werden. Text der Predigt Matth. 5, 33 - 27: »Ich aber sage euch, dass ihr überhaupt nicht schwören sollt... Eure Rede sei: Ja, ja - nein, nein. Was darüber ist, das ist von Übel.« Ob das wohl gut geht? Es ging gut. Von Anfang an war Spannung da. Jesus Wort traf. Anzeige erfolgte keine. Jahre danach im Krieg, irgendwo in Russland, sprach mich ein Stabsarzt auf die Predigt an: »Sie haben damals...« Noch im Frank-reich-feldzug stellte er sich als überzeugter Nationalsozialist gegen die Beerdigung eines Soldaten, der sich aus Verzweiflung über sein Soldat-sein-Müssen das Leben genommen hatte. In Russland wollte er die Pfarrer bei seinen Verwundeten haben. Um ihm gerecht zu werden, muss auch von seinem Tod berichtet werden. Als die Division 1943 im Kessel von Belgrad 50 nicht transportfähige Schwerverwundete, so gut wie möglich versorgt, zurücklassen musste, meldete er sich freiwillig, bei ihnen zu bleiben, um sie medizinisch zu betreuen. Die Russen erschossen ihn und alle Verwundeten.

Die theologische Erfahrung aus dieser Eidespredigt: Einesteils war es damals nicht ungefährlich, ein solches Wort als Predigttext zu nehmen, andererseits aber waren wir in eine Situation hineingestellt, in der das Wort ohne lange Umschweife greifen konnte. Es galt nicht über das Wort, sondern einfach das Wort zu predigen. Das Wort direkt. Da brauchte es keinen langen Anmarschweg, da musste nicht erst lang nach einem Zugang gesucht werden. Diese Erfahrung war mit der anderen gekoppelt: Das Wort kehrt nicht leer zurück. Auch diese zweifache Erfahrung könnte uns heute Mut *zum* Predigen machen, ohne irgendwo anders Anleihen zu suchen.

Als dritte Frucht des Kampfes der Kirche sehe ich die existentielle Erfahrung des Kreuzes. Die *theologica crucis* war nicht nur theologisches Lehrstück, sondern erlebte Wirklichkeit. Dadurch war das Predigen wieder christo-zentrisch ausgerichtet. Der zwei-te Glaubensartikel war jetzt gefragt. Der erste war längst suspekt geworden, nachdem er von der Partei-ideologie (die Rolle der »Vorsehung«!) in Beschlag genommen war und die gleichgeschaltete Theologie der »Deutschen Christen« ebenfalls ohne den zweiten und dritten auskam. Hier stand Theologie gegen Theologie. Hier schieden sich die Geister und wir erlebten den Untergang einer Theologie, in der das Kreuz nicht zur Mitte der Verkündigung gehörte. Auf der anderen Seite aber begegneten wir der neutestamentlichen, dem Freimut und der Freudigkeit dort, wo das Evangelium »lauter und rein« verkündigt wurde. Darum kommen wir ganz Alten bis heute nicht von dieser christo-zen-trischen Einstellung los, wollen und können es auch nicht. Wir meinen vielmehr, dieses theologische Denken muss wieder voll in unsere Verkündigung eingebracht werden.

Dazu ein Fallbeispiel: Vor kurzem wurde in dem wohl besten Andachtsbuch der Bibellese »Mit der Bibel durch das Jahr« 1998 das Bibelwort Jesu (Joh. 10,9) »Ich bin die Tür« in einer eindrucksvollen Meditation ausgelegt und alles darüber gesagt, was eine Tür ist und was sie

für uns bedeuten kann. Nur - die Meditation kam kaum über das Bild hinaus. Eine klare Exegese der Aussage Jesu: Die Tür - bin ich, blieb aus. Durch mich allein - könnte man, um Luthers sola (fide) sinngemäss aufzunehmen, hinzufügen - kommt ihr zu Gott und damit zu eurem Leben. Darauf will doch Jesu Wort hinaus.

Es wäre sicher nicht recht, diese Auslegung als Einzelfall überhaupt ins Gespräch zu bringen, begegneten wir nicht fast täglich in Predigten und kirchlichen Blättern und Schriften solchen theologischen Ausweichmanövern und Verschwommenheiten aus Angst, des »Absolutheitsanspruchs«, wie das unguete Wort lautet, geziehen zu werden. Und doch bräuchte gerade unsere sogenannte multireligiöse mul-tiethische oder unethische Welt, die sich andererseits oft so unsicher zeigt, ein solches klares Wort. Heute wie ehe-dem im Dritten Reich ist dieses »Ich bin« ohne Abstriche zu verkündigen. Sonst nehmen wir dem Evangelium die Spitze. Die frohe Botschaft gibt es nun einmal nicht ohne dieses »Ich bin.«

Natürlich hält man mir entgegen: Bedenkst du denn nicht, dass in unserer heutigen Welt eine solche theologische Einseitigkeit nicht mehr möglich und vertretbar ist? Dieses Argument ist zu abgegriffen, als dass man sich überhaupt darauf einlassen sollte. Hinter ihm steht im Grund die Angst vor der kleinen Zahl. Verständlich im Blick auf die Hunderttausende und Millionen, die zu allerlei Festivals strömen. Wir können nur noch in Zahlen, am liebsten in grossen Zahlen, denken. Aber eine Frucht des Kampfes der Kirche ist auch der Mut zur kleinen Zahl. Mit ihm können wir in die Zukunft gehen. »Fürch-te dich nicht, du *kleine* Herde. Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.« (Lukas 12,3 2)

Diese Aspekte kann Mensings Buch »Geschichte einer Verstrickung« in uns wecken. Dafür gebührt dem Verfasser unser Dank.

Rudolf Schwarz, Dekan i. R. Thannhausen

[TOP](#)
